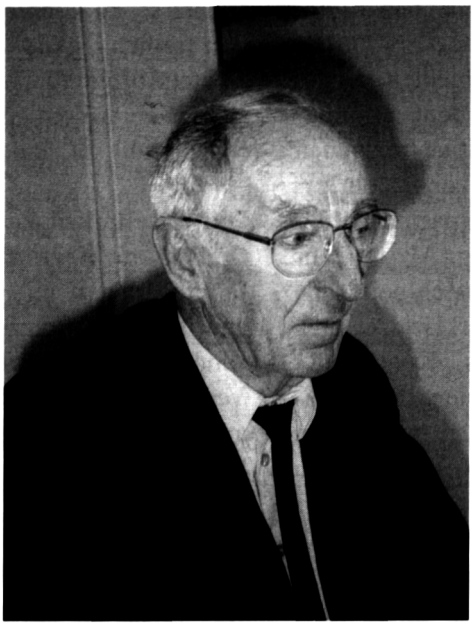
Erschienen in: Sprachreport Jg. 21 (2005) Nr. 1, S. 23-25.

Nachruf auf Janusz Czochralski

von Ulrich Engel

Janusz Czochralski ist tot. Jetzt bleibt nur noch, der überlebenden Welt nachzuzeichnen, was sie an ihm hatte, hätte haben können; wichtiger: was er ihr für die Zukunft hinterlassen hat.

Er war in vielerlei Hinsicht ungewöhnlich. Ein ordentlicher Professor, aber ohne alle Allüren und ohne jeglichen falschen Ehrgeiz. Fleißig bis zur Verbissenheit, keiner, der die Assistenten für sich arbeiten ließ; was unter seinem Namen erschien, war von ihm und sonst niemandem. Er war auch sein eigener Kritiker, darin schonungslos bis zur Pedanterie. Seine Mitarbeit an der deutsch-polnischen Grammatik machte keinen Bogen um die kleinen Dinge. Wer von ihm zurecht gewiesen wurde, dem wies er auch den weiteren Weg.



Prof. Dr. Janusz Czochralski

Czochralski war ein Bahnbrecher der kontrastiven Linguistik. Er hat, was Ludwik Zabrocki in schwungvollen Skizzen an den Himmel geworfen hatte, auf die Erde zurückgeholt, still und beharrlich, und das an einem der diffizilsten Themenbereiche, die sich zwischen germanischen und slawischen Sprachen auftun: dem Komplex von Tempus und Aspekt. Seine Habilitationsschrift von 1967 (ursprünglicher Titel: »Aspekt und Tempus im Polnischen und Deutschen«) wurde, nachdem sie bekannt geworden war, im Handumdrehen zum Standardwerk konfrontativer Linguistik und spielt noch heute in diesem Diskurs eine zentrale Rolle. 1975 erschien eine überarbeitete Version (»Verbalaspekt und Tempussystem. Eine konfrontative Darstellung«). Da wird klassisches Grammatikgut unbekümmert ignoriert, werden, sofern als nötig erachtet, neue Kategorien eingeführt, werden Grundbegriffe neu definiert und veraltete Definitionen durch angemessenere ersetzt. Am Ende steht ein zwischen der deutschen und der polnischen Sprache originell verzahntes Gesamtsystem aus Tempora und Aspektkategorien. Um dieses Buch konnte sich seither keiner drücken, der sich mit diesem Doppelthema auseinandersetzen wollte.

Freilich war die Wirkungsgeschichte des Buches durch die Zeitläufte eingeschränkt. Die Welt war damals zweigeteilt, und das westliche Europa interessierte sich nur in Grenzen für die Wissenschaft in Polen. In Deutschland war das Buch allenfalls in Slawistenkreisen bekannt, es fehlte in den meisten germanistischen Institutsbibliotheken, weil zwischensprachliche Vergleiche die Germanisten jener Zeit nur wenig interessierten. Anfang der Siebzigerjahre wusste man außerhalb Polens nur wenig von Czochralski. Das hing freilich auch mit den Verhältnissen in seinem Land, überdies mit Czochralskis Persönlichkeit zusammen. Politischer Mitläufer oder gar Aktivist war er nie, und zu irgendwelcher Anpassung war er nicht bereit. Und da ihm wohl an einer steilen Universitätskarriere nicht gelegen war – jedenfalls tat er nichts, um vorwärts zu kommen, aber mancherlei, was ihn am Fortkommen hinderte – , war er zunächst eben einer der vielen Mitarbeiter des germanistischen Lehrstuhls in Warschau. Seit 1974 leitete er das Warschauer Germanistische Institut. Die Studenten liebten seine Vorlesungen. Ganz allmählich gewann er auch im Ausland Profil, man holte ihn als Gast an verschiedene Universitäten, lud ihn zu internationalen Konferenzen, auch das Institut für Deutsche Sprache nahm ihn mehrfach als Gast auf. Ordentlicher Professor wurde er freilich erst in dem Alter, in dem deutsche Professoren sich emeritieren lassen. Für ihn war dieses Alter

kein markanter Einschnitt. Er gehörte zu denen, die weiter arbeiten bis zum letzten Tag. Ehrungen gab es derweil in großer Zahl, der Forschungspreis der Alexander von Humboldt-Stiftung ist nur ein herausragendes Beispiel dafür. Wer die Landschaft kannte, wusste ihn schon vordem richtig einzuordnen. Karriere im üblichen Sinne machte er nicht.

Aber was ihm wesentlich schien, fand seine Unterstützung. Als in den frühen Siebzigern die ersten Pläne für eine deutsch-polnische kontrastive Grammatik geschmiedet wurden, war er von der ersten Stunde an dabei, zusammen mit Andrzej Bzdega und Franciszek Grucza, abgesegnet und angetrieben vom Übervater Zabrocki. Dass dieses Vorhaben seinerzeit scheiterte, war wohl in erster Linie politisch bedingt. Der unfreiwillige Aufschub kam aber letzten Endes den deutsch-polnischen Plänen zugute. Erst nachdem in zwei anderen kontrastiven Projekten, einem deutsch-serbokroatischen und einem deutsch-rumänischen, genügend Erfahrungen, positive und auch negative, gesammelt worden waren, konnte ein erneuter Ansatz gewagt werden, der gemachte Fehler vermied und vielfach neue Wege ging. Als im Jahr 1988 polnische Mitarbeiter für das deutsch-polnische Grammatikprojekt gesucht wurden, erklärte er sich ohne Zögern zur Mitarbeit bereit. Als »Konsultant« hat er das Projekt bis zum Erscheinen des zweibändigen Werkes im Jahr 1999 begleitet. An den Projektkonferenzen, die alljährlich im September in Karpacz stattfanden und auf denen Stand und Perspektiven des Projekts diskutiert wurden, hat er regelmäßig teilgenommen.

Damals galt er längst als einer der führenden Germanisten Polens. Das Werk, das er hinterlässt, ist ansehnlich: neben seiner Habilschrift der Abriss einer Grammatik des Spanischen (1961) und zwei große deutsche Grammatiken: »Gramatyka niemiecka dla Polaków« (Deutsche Grammatik für Polen), 1990, und die »Funktionale Grammatik der deutschen Sprache« (1994). Außerdem Wörterbücher: das immer wieder überarbeitete »Kleine polnisch-deutsche Wörterbuch«, zwischendurch auch ein Taschenwörterbuch, mehrfach Wörterbücher deutsch-polnisch und polnisch-deutsch zugleich, ein idiomatisches Wörterbuch (1986), das später in das »Phraseologische Wörterbuch deutsch-polnisch« (1999) einging; auch ein niederländisch-polnisches phraseologisches (1993) sowie ein kleines allgemeines niederländisch-polnisches Wörterbuch (1997). Schließlich Lehrbücher für Deutsch (1963, 1972/1989, 1994), wofür er als brillanter Deutschkenner besonders prädestiniert war. Dazu vierzig Aufsätze, großenteils zum Verbalbereich, auch zu lexikografischen Fragen und zur Fehlerlinguistik, hauptsächlich zum Deutschen und zum Polnischen, teilweise auch zum Niederländischen.

Theorienstreitereien waren nicht seine Sache. Wenn ihm Diskussionen zu modellspezifisch wurden, pflegte er spöttisch die Nase zu rümpfen. Dass solche Reaktionen auch Unsicherheit ausdrückten, dass er sich durch solche Enthaltsamkeit dem Methodenwirrwarr und dem Theorienkonglomerat der »traditionellen Grammatik« auslieferte, kümmerte ihn wenig, war ihm vielleicht gar nicht klar bewusst. Seine Angelegenheit waren die Fakten, denen widmete er sich rückhaltlos, im Ordnen und Erklären sprachlicher Fakten hat er es zu selten gewordener Meisterschaft gebracht; dass man die Dinge auch anders sehen könnte, beunruhigte ihn nie. Hielt man ihm freilich Unklarheiten oder Widersprüche vor, war er stets offen für Auseinandersetzungen und zeigte sich nach zähem Ringen auch bereit, den eigenen Standpunkt zu ändern.

Die Geselligkeit kam bei ihm, nach getaner Arbeit freilich, nicht zu kurz. An den Konferenzabenden feierte er gern mit den Jüngeren, konnte bisweilen ganz jungenhaft ausgelassen sein. Wir haben in Jahrzehnten nicht so gelacht wie bei seinen verbissenen Versuchen, den Ausdruck »ein unangenehm grün angestrichenes Gartenzäunchen« korrekt auf Schwäbisch wiederzugeben – ein Test, an dem er, das Sprachgenie, letztlich scheiterte.

Czochralski fühlte sich mit Leib und Seele als Pole. Gegen ungerechtfertigte Kritik verteidigte er das Land und seine Menschen vehement. Zwar erzählte er mitunter »Polenwitze«, und über die Neigung vieler Polen, die eigenen Produkte, Einrichtungen, Lebensverhältnisse gegenüber denen in anderen Ländern für überlegen zu halten, machte er manchmal ironische Bemerkungen. Aber er schätzte diese Eigenschaft auch, wohl wissend, dass wohl eben dieser Zug im polnischen Wesen es seinem Volk erlaubt hatte, den apokalyptischen Krieg durchzustehen und nach dessen Ende eine Wiedergeburt zu erleben. Im Grunde war er einer von Millionen intelligenter Polen, die unerschütterlich an sich und an die Zukunft ihrer Nation glaubten.

In der Vergangenheit war er nicht geschont worden. Die Deutschen hatten seinen Vater vor seinen Augen erschossen. Das Abitur konnte er erst nach dem Krieg ablegen, weil die Besatzungsmacht höhere Schulbildung für Polen verboten und auch die elementare Schulbildung auf ein absolutes Minimum reduziert hatte. Man muss sich fragen, warum er sich

für die Germanistik – doch eine Art Deutschwissenschaft – entschied. Sein erstes Studium galt der Rechtswissenschaft. Nach drei Jahren ging er zur Germanistik über. Ich habe darüber mit ihm nie gesprochen, mir bleiben nur Spekulationen. Es mag sein, dass er auf diesem Weg das Unfassbare zu verstehen, Unterdrückung und begonnenen Völkermord zu durchschauen versuchte. Ob er tatsächlich zuletzt und überhaupt seinen Frieden mit den Deutschen gemacht hat, weiß ich nicht. Es war jedenfalls wohltuend, dass er über sich die Zeit des Umbruchs nicht, wie allzu viele, unversehens vom Saulus, dem Deutschenhasser, zum Paulus, dem Deutschenfreund, gewandelt hatte. Wir konnten allezeit sachlich mit ihm reden. Was er sich, wenn er einem Deutschen gegenüber saß, gedacht hat, wusste keiner.

Seine Hilfsbereitschaft, soweit ich sie kennen lernte, war grenzenlos. Er hat mit mir weite Gänge in polnischen und in deutschen Städten gemacht, hat mich zu Behörden begleitet, mich in Verhandlungen unterstützt; hat mir in oft zeitraubenden Prozeduren Bücher besorgt oder Auszüge kopiert; er hat mir soviel Polnisch beigebracht, dass ich in einer fremden polnischen Stadt nicht völlig verloren wäre. Noch im April, wenige Monate vor seinem Tod, rief ich ihn an, weil ich, obwohl ich mich in Warschau recht gut auskenne, mein Hotel nicht zu finden fürchtete. Er holte mich ohne Zögern am Zentralbahnhof ab und brachte mich mit seinem Wagen hin. Am andern Tag fand ich den Weg zu Fuß; es war damals schönes Wetter.

Ein bequemer Freund war er nie. Einmal, als ich von Warschau nach Lublin wollte, lieh er mir seinen Wagen und empfahl mir beiläufig auch den Besuch Majdaneks. Nachher wollte er von mir wissen, wie man sich dort als Deutscher fühle. Ein andermal führte er mich ans Ghettodenkmal, später zum »Umschlagplatz« und ins ehemalige Gestapogefängnis. Er zeigte mir die Stelle, wo sein Vater erschossen worden war. Dabei kommentierte er kaum, beobachtete mich nur, brachte mich so von Station zu Station, wie auf den alten Kreuzwegen, und konfrontierte mich mit der deutschen Vergangenheit. Gequält hat er mich dabei nie, aber er war irgendwie unerbittlich. Hätte ich nicht ihn als Freund gehabt, wäre mein Verhältnis zu den Polen anders, als es heute ist.

Von seiner Gesundheit wusste ich wenig, er machte nie viel Aufhebens davon. Als ich ihn kennen lernte, war er in den Vierzigern und ein starker Raucher. Damals hielt ich ihn, trotzdem, für kerngesund. Obwohl er weder sportlich wirkte noch meines Wissens irgendwelchen Sport trieb, war er körperlich gewandt und gelenkig. Er konnte sich zum Beispiel um eine Stuhllehne winden, ohne den Boden zu berühren; das Kunststück hat er uns oft und gerne vorgemacht – ich bin fast sicher, dass er es bei unserer letzten Begegnung, mit fast achtzig Jahren, immer noch gekonnt hätte. Das Rauchen hat er dann aufgegeben, weil Herz und Kreislauf nicht mehr in Ordnung waren. Bei unserer letzten Begegnung sagte er mir, dass ihm manchmal die Füße »absterben«. Nachzufragen war zwecklos, er wollte nicht weiter darüber sprechen, wie er überhaupt aus vielen Angelegenheiten ein Geheimnis zu machen liebte. In den dreiunddreißig Jahren unserer Bekanntschaft hat er sich im Grunde überhaupt nicht verändert. Seine Haltung, sein Gang, seine Art zu reden, gedämpft, zögernd, abgehackt, waren immer gleich geblieben, und dass die Haare zuletzt weiß waren, registrierte man kaum. Es müssen viele sein, die mit seinem Tod nicht zurechtkommen.

Der Autor war Direktor des Instituts für Deutsche Sprache von 1964 bis 1976.